



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Henrik Ibsen

Mayrhofer, Johannes

Regensburg, 1921

Ibsen als Lyriker

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73990](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73990)

Ibsen als Lyriker

Ibsen als Lyriker?

Man redet so viel von „Nora“ und den „Gespenstern“, von „Baumeister Solness“ und der „Wildente“, von dem dunklen Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ und so vielen anderen Dingen, die mit ihren Problemen und Rätseln, ihren Realismen und Symbolismen, vereint mit dem Zauber einer raffinierten Bühnenkunst, Henrik Ibsen europäisch und immer europäischer gemacht. Aber um die „Gedichte“ kümmert man sich nicht so sehr. Der Grund liegt auf der Hand. Die „Gedichte“ sind eben nur ein geringer Bruchteil von Ibsens Werken; sodann kann man Gedichte gewöhnlich nicht an den Anschlagsäulen für eine Abendvorstellung ankündigen, und endlich beschränkt sich das Interesse vieler für die Dichtkunst auf einige Goldschnittbände, die man daheim auf den Tisch des Hauses legt, aber nicht aufmacht. Freiherr von Grotthuß behauptet, jedenfalls nicht ohne Erfahrung, daß der Deutsche lyrische Gedichte außer seinen eigenen überhaupt nicht liest. Eine Hyperbel, die gewiß soviel Wahrheit enthält wie die meisten andern auch. Der letzte Kritikus in dem bekannten Gedicht über „Die Rezensenten“:

„'s ist eben nur ein Gedicht,
Und so was les' ich mein Lebtag nicht“,

er war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Angehöriger unserer Nation.

Doch da Henrik Ibsen nun seine Dichterlaufbahn für immer beschlossen und das Charakterbild seiner Persönlichkeit und seiner Werke im Urteil seiner Freunde und seiner Gegner mehr und mehr zum Abschluß kommt, wird es sich auch wohl der Mühe verlohnen, einmal seine Gedichte einer näheren Würdigung zu unterziehen, oder, was auf dasselbe hinauskommt, Ibsen als Lyriker zu betrachten, denn epische Gedichte finden sich kaum bei ihm, auch in der bedeutend erweiterten Ausgabe im ersten Band der Sämtlichen Werke. (H. Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von G. Brandes, J. Elias, P. Schlenker, Berlin, Fischer 1903.)¹⁾

I.

Betrachten wir Ibsens Lyrik zunächst nach Inhalt und Gehalt.

Er hat mannigfache Töne angeschlagen in seinem langen Leben, den Ideen entsprechend, die sein Denken erfüllten, den Stimmungen, die sein Inneres bewegten, denn der echte Dichter treibt keine äußerliche Fabrikarbeit, sondern spiegelt wider, was ihm die Seele gepackt und erfüllt hat. Ibsen selbst erklärt („Ein Vers“):

„Leben heißt — dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich.
Dichten — Gerichtstag halten
Über sein eignes Ich.“

¹⁾ Die Gedichte dieser Ausgabe sind übersetzt von Chr. Morgenstern, E. Klingensfeld, M. Bamberger und L. Fulda.

Und in einem seiner späteren Briefe (an Passarge, 16. Juni 1880) schreibt er: „Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs engste zusammen mit dem, was ich durchlebt, wenn auch nicht er lebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich selbst den Zweck gehabt, als geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen.“

Mit dem unvermeidlichen Pensum von bedeutungslosen Anklimpfungen des Lenzes, wie sie fast jeder Tertianer als Kinderkrankheit durchzumachen hat, werden wir in den Gedichten verschont. Kein Beweis, daß Ibsen nicht auch diese Entwicklungsphase passiert, aber jedenfalls hat er sie bei der strengen Sichtung für das kritische Publikum unterdrückt.

Es sind schon recht ernste Klänge, die uns aus den ersten erhaltenen Weisen entgegentönen. Er fängt gleich 1847 mit „Resignation“ an. Ibsen zweifelt an seinem Beruf als begnadeter Künstler.

„War vergebens all mein Ringen?
 War mein Traum nur ein Phantom?
 Mir versagt der Seele Schwingen?
 Matt und kalt der Dichtung Strom?“

Und er ergibt sich ins Unvermeidliche:

„Laßt vergessen in der Menge,
 Still mich leben und vergehn.“

„Am Meere“ beobachtet er dann das Ringen und Losen der schäumenden Welle, aber die Welle ist ihm nur ein Symbol des eigenen vergeblichen Kampfes:

„Deine Kraft ist verschwunden.
 Da sinkst du zurück.
 Zerklüftete Wände
 Dein Grabesraum:
 Dies, Welle, das Ende
 Vom Latentraum!“

In schauerlicher Vision steht er auf dem öden Friedhof nachts in der Geisterstunde einen „Totenhall“, ja sogar eine liebliche „Meeresfahrt beim Mondenschein“ führt ihn zu seltsamen, krausen Todesgedanken. Am Ufer ist's ihm noch zu schwül für ein Grab, „in des Meeres köstliche Kühle“ muß er versenkt werden.

„D, dort ist es still, dort fallen die Gluten;
 Dort streckt sich die schlummernde, einsame Weite,
 Dort hab' ich nur Tote zum Geleite,
 Deren Auge so seltsam spielt in den Gluten!“

Auch hier erblickt er die Opfer der Wogen, wie sie sich „wild in mystischem Tanze drehen“ — ein Bild, gegen das der berühmte Totentanz in der Marienkirche zu Lübeck ein wahres Sonntagsvergnügen —, und doch meint er, daß seine „heißen Qualen“ dort schwinden könnten, denn „dort ist es herrlich, dort könnt' ich vergessen“.

Eine „Abendwanderung im Walde“ schließt mit der verzweifeltsten Reflexion:

„So wohligh wird im Sturme hier
 Das Herz sich sein bewußt
 Und die Natur ein Spiegel mir,
 Ein Bild der Menschenbrust.“

Sie zeigt, was das Geschick uns gab:
Nicht Ruh' im Leben, nicht im Grab
Und nicht in Ewigkeit."

„Im Herbst“ bedauert er, daß sich über so manchem seiner Pläne das Grab der Hoffnung geschlossen. Freilich die „Erinnerung“ ist ihm geblieben, die soll ihn trösten und ihm den künftigen Frühlingstag verkünden; und die folgende „Frühlingserinnerung“ schließt auch bezeichnenderweise mit einem

„Nachhallklang
Von Blumenträumen
Und Frühlingsfang.“

Allmählich erweitert sich der Gesichtskreis. Schon 1848 hat er in der „Rieseneiche“ seinen politischen Lieblings Traum vom geeinten Skandinavien angedeutet:

„So werdet eins, so schmelzet zusammen,
Wie Winternachtshimmel mit Nordlichtflammen!“

Dann überrascht er uns plötzlich mit einem flammenden Protest gegen die Tyrannei: „Ungarn“. Da werden wir belehrt über das vergossene Herzblut der „besten Söhne“ und die „Martyrkrone“, die sie, wenn nicht im Himmel, doch wenigstens in der Phantasie des jugendlichen nordischen Schwärmers erhalten, den es gerade so wenig kostet, die siegreichen Monarchen „im Purpurkleid“ zu apostrophieren wie kühne Zukunftspropheten über gestürzte Throne, gebrochene Pfeiler des Despotismus und andere erbauliche Dinge zu verfassen. Man spürt den Dichter des „Catilina“, und begreift, mit welchen Gefühlen der junge Apothekerknabe von Grimstad nach des Tages Mähen seinen Cicero und Sallust studiert haben wird.

Etwas näher als Ungarn mußte indes unserem jugendlichen Stürmer „ein Aufruf an die norwegischen und schwedischen Brüder liegen: „Wacht auf, ihr Skandinavier!“ (1849).

Schleswig, das dem „Germanismus“ das Tor des Nordens verschließt, muß gegen „die deutsche wilde Horde“ gesichert werden.

„Soll Schleswig in der Deutschen Räubernez?
Laßt ihr das Kind dem Mutterarm entreißen?
Euch mahnt im Seelenrunde ein Gesetz,
Des Worte: „Rette deinen Bruder!“ heißen.“

Aber er sieht, wie wenig seine Wünsche und seine Mahnungen fruchten, und er bittet die Dänen: doch wenigstens nicht sein ganzes Volk als nachlässig und gleichgültig zu verdammen.

Neben diesen leidenschaftlichen Kampfrufen finden wir dann wieder „Ballenerinnerungen. Ein Lebensfragment in Poesie und Prosa. 1850.“ Der Prolog scheint wieder allerhand Nährseligkeiten in Aussicht zu stellen.

„Stella! Nein, was ich dir gab,
Sind nur wehmutsvolle Sprossen
Bleicher Asten, aufgeschossen
Herbstlich über einem Grab!“

Doch bligt hier schon etwas von jenem köstlichen Humor auf, der später den „Ballonbrief“, die heitere Phantastik in einzelnen Partien des „Peer Gynt“ und andere übermütige Einfälle diktiert hat.

Einen muntern Ball will er schildern:

„Dieses Klingt wohl manchen peinlich
Und auch ziemlich unpoetisch. —
Ohren, welche fein ästhetisch,
Würden vorzieh'n höchst wahrscheinlich,
Daß ich statt des Balls bestinge
'Schönere' und 'größ're' Dinge,
Gerad', als wär' an frohen Stätten,
Festlich hell geschmückt zum Reigen,
Wo der reizenden Koketten
Brandraketen-Blide steigen
Und Musik mitelinstimmt helle,
Nicht auch Poesie zur Stelle! — —“

Freilich, der Ernst des Lebens wirft auch hier grelle Lichter auf die Farbenpracht, die den Zweiundzwanzigjährigen entzückt. Wie manche, die nicht geladen, stehen arm und einsam, „schauend vor des Nachtwinds Treiben“ auf der Straße und haschen nach dem bißchen Freude, das ihnen der Aufblick zu den Scheiben des kerzendurchleuchteten Saales gestattet!

Auch der Satiriker kommt bereits zu seinem Rechte, der später so grimmig die Geißel schwingen sollte über „die Stützen der Gesellschaft“ und so vieles andere. Man höre nur:

„Lauter Schönheit steht zur Schau, —
Freund, nur sieh' nicht zu genau;
Denn mit Blumen in den Haaren,
Kamm, gehüllt in weiße Falten,
Selbst 'ne Maid von dreißig Jahren
Zur Sphide sich gestalten.“

Und die Kleine, die unter all den koketten Weibsbildern noch so schüchtern und sittsam dasteht und nicht aufzuschauen wagt — nicht einmal auf diese setzt er große Hoffnungen.

„Doch gib acht — sie lernt geschwind;
Ist doch jüngst das arme Kind
Konfirmandin noch gewesen! — —“

Und dann — ja, dann muß der Satiriker auch noch sich selbst vornehmen, das eigene Herz und die eigene Qual zerfasern und sich über sich selbst lustig machen.

Die Göttin seiner Träume schwebt ätherleicht vorüber, und sein Herz ist verloren, wie mit magischen Ketten an sie gefesselt. Aber — es kommt die Prosa — ja, wirkliche Prosa in einer Gedichtsammlung „L e t z t e B l ä t t e r e i n e s T a g e b u c h e s“, anhebend mit allerlei Philosophieren über die Gewalt der Liebe und über die Idee des Menschenlebens, welches in diesen drei Dingen bestehen soll, im „Ahnen, Hoffen und Enttäuschtwerden!“ Und er selbst, er hat die Angebetete gefunden und „tief und fest hineingeblickt in die klaren Augen“ und wünscht nur, daß das Schicksal diese glückselige Stunde nicht durch Verlängerung entheiligt werden läßt; es muß ja herrlich sein, in diesem Augenblick zu sterben — meinet halben „vernichtet zu werden“.

Manche Leserin wischt sich hier eine Träne aus den Augen vor Rührung. Ibsen aber fährt mit der ganzen Überlegenheit seines Humors fort:

„Böhlrtätiges Schicksal! Du hast mich erhört! Meines Lebens dreiatktiges Drama ist zu Ende gespielt; zwei lange Akte hindurch hab' ich geahnt und gehofft — nun ist auch der dritte Akt vorüber. — Herrlich! Welche Idee, welche Rollenbesetzung! —“

Und die „Intrige“ des Stückes? Ist sie nicht die einfachste, die verständlichste, die man sich wünschen kann? — —

Ein Herr nähert sich; sie legt ihren Arm in den seinen; sie gehen. —

„Wer ist dieser Herr?“

„Das ist ihr Verlobter; — sie liebt ihn leidenschaftlich. —“

Jetzt kann er nach Hause gehen und das letzte Blatt seines Tagebuches abfassen.

Heinrich Heine hätte diesen Humor und diese Selbstironisierung schwerlich um ein Bedeutendes überboten.

Nach einem weiteren halb scherzhaften, halb ernsten Gedicht über die „Bakante Wohnung“ seines Herzens kommen wieder ernstere Sachen. „Der Schwan“, welcher nach Süden zieht, aber endlich doch wieder nach Norden zurückkehrt, um dort sein Todeslied zu singen, ist wie eine Ahnung der eigenen Zukunft, die den Dichter für Dezennien nach dem Süden führte, aber endlich in der nordischen Hauptstadt seine letzten Lebensjahre verbringen und seinen Schwanengesang dichten ließ. „Der Knabe im Bärenschlag“ zeigt die bittere Not des Lebens, die den kleinen, barfüßigen Bauernjungen frühmorgens zwingt, Blaubeeren zu sammeln, die er dann nach langwierigem Herumrennen verkauft, um Brot fürs kranke Schwesterlein zu bekommen, indes der ästhetische Dichter aus der Stadt den Knaben mit blühenden Wangen und goldenem Haar, dessen ernste Arbeit er nicht versteht, ästhetisch in seinem Notizbuch verarbeitet.

Sehr persönlich klingt dann „Ein Lebensfrühling. 1858.“ Vielleicht, daß der Dichter hier seine eigene Übersiedlung nach Christiania mit aller Hoffnung, Befürchtung und Freiheitssehnsucht, die damals sein Herz bewegen mochte, poetisch verklären wollte. Die ganze gewaltige Selbständigkeit und Schwärmerei für die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit tönt uns aus diesen Strophen entgegen.

„Über Bord die Vernunft und die Segel gebläht,
Werft den ganzen Ballast ins Meer!
Vielleicht, daß mein Schiff zugrunde geht,
Doch es segelt euch achterher!“

In „Möwenschrei“ folgt dann eine Auseinandersetzung mit den Dänen, die nach Ibsens Meinung zu sehr unter deutschen Einfluß geraten, die im äußeren Kampfe gegen das Deutschtum ihr Blut verspritzt, aber es nicht verschmähen, sich „im Gemüt“ von deutscher Macht beherrschen zu lassen.

Eine ganze Serie von Gedichten führt uns in die „Bildergalerie“, und zwar nach Dresden. Es kommen dem Dichter wieder Zweifel an seiner innern Kraft und Leistungsfähigkeit. Ein tückischer Elf flüstert ihm quälende, marternde Fragen ins Ohr.

„Er raunt voll List: „Du selber fühlst es wohl,
Wie sinnlos dieses ganze Müh'n und Streben,
Und daß du nicht mehr glaubst an Gott und Leben.
Du selber fühlst es, deine Brust ist hohl,
Dein Ideal ein Irrlicht in der Ferne,
Sternschnuppen deiner Sehnsucht Ziel — nicht Sterne!“

Im Anschauen der alten Meisterwerke kehrt ihm dann die Hoffnung wieder, die Hoffnung,

„Daß meiner Seele Schwingen
Noch kräftig sind trotz aller Pfaffenschlingen —
Ein Satz, den oftmals ansocht mein Verdacht.“

Wie die „Pfaffen“ in dieses Gedicht hereingeschneit kommen, ist nicht recht ersichtlich. Ist es eine zornige Aufwallung gegen die heimische Orthodoxie, von der sich Ibsen mehr und mehr loslöste? Wahrscheinlich. Denn von einer besonders schlimmen Aufnahme seiner ersten Werke durch die „Pfaffen“ kann wohl nicht die Rede sein, wenn Ibsen auch später einmal in seinen Briefen die Theologen als die schlechtesten Kritiker bezeichnet. — Daß Ibsen sich in seinen religiösen Anschauungen schon weit von der Lehre, die er in seiner Kindheit vernommen, entfernt, deutet der Umstand an, daß er vor Correggios berühmtem Gemälde den Stern der Weisen eine „schöne Mythe“ nennt.

Weiterhin erfahren wir etwas über seine Kunstanschauungen. Wenn er betont, wie Raffael mit seiner Sixtinischen Madonna und die niederländische Genremalerei sich gut nebeneinander vertragen als zwei verschiedene — aber beide berechnete — Betätigungen derselben Kunst, so ist das sehr richtig. Wenn er aber meint, im Reiche der Kunst sei „nur die Form von Rang“, man müsse nur hören, wie nicht was der Skalde sänge, und nichts liege daran, was sich die Künstler d a c h t e n, so ist das ein verhängnisvoller Irrtum, derselbe, der schließlich den ganzen Jammer des extremen Realismus herbeiführen kann und der auch in Ibsens eigener Dramatik noch verhängnisvolle Entgleisungen herbeiführen sollte.

Daß es nicht genügt, „den Himmel anzuschmachten“, wenn kein starker Flügel den Künstler aufwärts trägt, daß die Form notwendig dazu gehört, die Schöpfungen der Kunst zu verklären, daß die Form erst die Verse zu Gedichten macht, daß man nicht, „einen Holzstoß aus Ideen gebaut“, schon „'ne Pferdelage vor'm Gedanken“ zu schauen braucht, das alles sind Binsenwahrheiten, welche die Aufstellungen einer gesunden Ästhetik mit nichten erschüttern, denn diese behauptet ja nicht, daß die Form Nebensache, sondern nur, daß Inhalt u n d Form das Kunstwerk ausmachen, eines ohne das andere aber nicht genügt, um einem Gegenstande das ehrenvolle Prädikat der Schönheit rückhaltlos zuzuerkennen.

Wie sehr der ehemalige Romantiker bereits mit seinen Gedanken im Fahrwasser des Realismus treibt, zeigen die selbst sehr realistisch gefärbten Verse:

„Glaub' mir, die Kunst hat einen Straußenmagen,
Der alles, selbst Granit und Stahl verdaut;
Sie wird, wenn du sie nährst, dein Sauerkraut
So gut wie Paradiesesfrucht vertragen.“

Nach diesen abstrakten ästhetischen Vorlesungen zeigt uns der Dichter dann, was sich weiter in der Galerie begibt. Ein Schwarm Besucher kommt und hält verständnislos Gericht über die ausgestellten Werke. „Rezen- sionen regnet's ganze Bände.“ Am klügsten ist vielleicht noch derjenige, welcher, nachdem er den ganzen Redeschwall hat über sich ergehen lassen, „nach dem Preis — der Rahmen“ fragt.

Dann sehen wir einsam im innern Saal vor „Murillos hebrer Him- melsfrau“ eine Künstlerin, die in der Erinnerung ihr Lebensschicksal durch- geht, wie sie, nach vielem Leid und vieler Enttäuschung in der Welt, vor Jahren hier an dieser Stätte ihren Beruf gefunden zu haben vermeinte, aber im Laufe der Jahre die bittere Erkenntnis schöpfte, daß ihr bei allen Bildern in ihrem reichen Innern die gestaltende Hand fehle. Und der Dichter vergleicht damit sein eigen Los, auch er fürchtet ja, daß langsam die Stärke seiner Flügel erlahmt. Der Gedichtzyklus schließt mit den trau- rigen Worten:

„Außen und innen kam der Herbst zugleich;
Eisblumen blüh'n am Fenster starr und bleich,
Die Schläfe presse frierend ich dagegen.
Was blieb mir noch an des Verlor'nen Statt?
Ein Stück Erinnerung, ein verwelktes Blatt!
Das ist des Lebens ganzer Ernteseget.“

Mit einigen Gelegenheitsgedichten, Mahnungen an Studenten und an die Nordländer insgesamt, wie man wissenschaftlich und patriotisch tätig sein soll — ein Hieb auf die Deutschen fällt auch bei Gelegenheit dabei ab —, und einem schmeichelhaften poetischen Brief an seine Übersetzerin Emma Klingenfeld in München schließt der „Nachtrag zu den Gedichten“. Sehen wir jetzt zu den „Gedichten“ selbst über, wie sie schon längst veröffent- licht und im Norden in vielen Exemplaren verbreitet sind.

II.

Auch die „Gedichte“ bieten einen großen Reichtum mannigfaltiger Motive. In „H o c h l a n d s l e b e n“ entrollt er die Herrlichkeit des nor- dischen Gebirges, die ihm gewiß auch bei der Abfassung des „Brand“ das Herz erglücken machte. „I n d e r G a l e r i e“ zeichnet er wieder einen Ausschnitt aus dem Menschenleben, das Geschick der Künstlerin, welcher wir schon vorhin im „Nachtrag zu den Gedichten“ begegnet sind. Dann wieder einmal ein Glückwunsch „Z u e i n e r H o c h z e i t“, herzlich und voll Hoffnung; man merkt dem Gedicht nicht an, daß sein Verfasser vor einem Dezennium „Die Komödie der Liebe“ geschrieben.

Die L i e b e spielt auch sonst in den „Gedichten“ ihre Rolle. Gleich das erste der Sammlung, „S p i e l l e u t e“, ist einer Zuneigung gewidmet, wo der Bruder des Liebenden schließlich die Braut heimführt. Eine „B o - g e l w e i s e“ zeigt uns die glückliche Frau Sperling, die den verliebten Dichter im Park belauscht hat und nachher in seinem Unglück ein Spott- lied auf ihn komponiert. „M i t e i n e r W a s s e r l i l i e“ bietet aber- mals ein loses Blatt aus einer Herzensgeschichte, und „W e i n j u n g e r W e i n“ zeichnet aufs neue in einer an Heine gemahnenden Art den trau- rigen Abschluß, daß sie sich nicht kriegen:

„Es stahl mir meinen Wein ein Wicht;
Der Rest gärt wie höllische Flammen.
Doch knall' ich dir nicht ins Gesicht;
Ich explodiere, Liebchen, nicht, —
Ich falle bloß zusammen.“

Sehr reich an Stimmungsgehalt ist der lyrische Dialog „Agnès“. Da ist nichts von den flachen Alltäglichkeiten und ungenießbaren Symbolen, wie sie sich in Ibsens späteren Dichtungen finden. Im „Stammbuchreim“ rechnet der Dichter dann noch einmal mit dem eigenen Herzen ab.

Ebenso wie die mehr rein menschlichen Stimmungen der Liebe, vermag auch sein individueller Dichter- und Sängerberuf in Ibsen echt lyrische Gemütsbewegungen zu entzaubern. „Ein Schwan“ läßt die Hoffnung durchschimmern, daß man auch von ihm einst sagen kann: „Du warst doch ein Schwan, du!“ „Gepriesen sei das Weib!“ ist eine Huldigung an das zarte Geschlecht, dem der Sänger für seines Liedes Reim den Dank zu schulden glaubt. „Die Sturmshawabe“ ist das reizende Bild einer ruhelosen Dichterseele, die „zwischen Himmel und Abgrund“ fliegt und nicht Rast noch Ruhe kennt, in den Elementen drunten und droben flattert und in keinem daheim ist:

„Zu leicht zum Schwimmen, zu schwer zum Schweben —;
Dichtervogel, Dichtervogel, wie willst du da leben!
Doch nicht genug, — die Gelehrten erklären
Auch noch das meiste für Seemannsmären.“

In „Drnulf's Drapa“ wird in altnordischem Gewande derselbe Gedanke durchgeführt, den Goethe im „Tasso“ in den beiden Versen ausgesprochen:

„Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.“

Nirgends aber hat Ibsen seine Anschauung von Leben und Dichtkunst knapper und präziser niedergelegt als in dem schon oben zitierten „Ein Vers“.

Im übrigen finden wir in den „Gedichten“ wieder ein gutes Stück jener Ideen und Gefühle, welche auch in seinen Briefen so charakteristisch ausgesprochen sind.

Da haben wir wieder den glühenden Verehrer der Freiheit und den Revolutionär gegen das Althergebrachte, Bestehende, Gewöhnliche. In der Liebe schon will er nichts von guten Ratschlägen wissen:

Es wäre ja viel vernünftiger,

„ein Exemplar
Aus dem Kreis der normalen Damen“

zu wählen, und er gibt es auch gerne zu.

„Ja, wär' ich vernünftig, ich ehlichte nur
Aus der Mitte der vielen Normalen.“

Aber, aber —

„Du predigst, Ruhme Vernunft, in den Wind!
Du machst aus mir keinen Frommern!
Bedenk', sie ist ein Feldblumenkind
Von sechzehn schimmernden Sommern!“
(Feldblumen und Topfpflanzen.)

Aber der allzu selbständige Dichter konnte in Norwegen auf die Dauer nicht bleiben. Er ging freiwillig ins Exil. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er im „Eiderogel“, dem dreimal geplünderten, der endlich „die blutende Brust zum Flug“ erhebt und

„aus dem kalten, ungasstlichen Land
Gen Süden, gen Süden nach sonniger'm Strand“

fliegt, sein eigenes Bild hat zeichnen wollen.

„Vogel und Vogelfänger“ fügt dem Symbol gleich die Lösung hinzu und zeigt, wie der Dichter selbst seine Freiheitssehnsucht mit Leid und Qual und „geknicktem Flügel“ bezahlen muß. Kein Wunder, daß er schließlich „Lichtschon“ wird und die Nacht dem allzu hellen Tageslichte vorzieht. Dunkel schließt auch das Gedicht:

„Ja, tu' ich einmal etwas Großes,
So wird's eine dunkle Tat.“

Der Freiheitsgedanke folgt ihm selbst zu der Einweihungsfeier einer Schule („Das Schulhaus“). Sie soll ihre Mauern freilich dicht verschließen „als Wehr, doch nicht als Schranken!“

Sehr ernst und von glühender Begeisterung getragen, erhebt er bei „Abraham Lincolns Ermordung“ seine Stimme. Warum, das ist seine Frage, fährt man so entsetzt auf, da drüben der Revolver abgefeuert? Europa hat ja längst das Beispiel des ärgsten Unrechts gegeben; Düssel und Polen und „die englische Flotte im dänischen Sund“ sind ihm Beispiele dafür, und dann schleudert er den Großen der Erde die furchtbare Anklage entgegen:

„Mit vergessenen Schwüren, gebrochenem Pakt,
Mit Versprechen, die keiner hält,
Mit verbrieft'er Verträge zerriss'nem Akt
Ward gedüngt der Geschichte Feld.“

Und er weist hin auf das Gericht, das solchen Freveln folgt; selbst die alte Cäsarenstadt am Tiber hat es an sich erfahren müssen, wie der Übermut alles zugrunde richtet:

„Es waltet ein Dämon mit ewiger Macht,
Was eitel, wird ihm zum Raub:
Des Nero Palast in goldener Pracht,
Bernichtet sank er in Staub.
Erst aber mußt' Römerverbrechen geh'n
Auf Erden von Pol zu Pol,
Der Tyrann sich in Apotheose seh'n:
Des Kaisers Bild mußt' als Gottheit steh'n
In Gold auf dem Kapitol.
Da brach es zusammen: Zirkus und Schloß,
Und Tempel und Säule sank mit;
Zerstampft ward der stolzeste Marmorblock
Unter der Büffel Tritt.“

Und wenn auch jetzt wieder vieles faul geworden, so ist der Dichter sehr damit zufrieden, wenn ein neuer Untergang auf neue Frevel erfolgt.

„Mag nagen der Wurm, bis zusammenbricht,
Was morsch, mit heftigem Schlag!
Und ob das System verzerrt sein Gesicht,
Es naht die Rache und hält Gericht
An der Zeitlüge jüngstem Tag!“

Es zittert in diesem Gedicht gleichsam etwas von jenem Hasse gegen den Staat, der Ibsen einige Jahre später an Georg Brandes schreiben ließ: „Der Staat ist der Fluch des Individuums. . . . Der Staat muß weg! Bei der Revolution tue ich auch mit!“ (Brief vom 17. Februar 1871.)

„An meinen Freund, den revolutionären Redner“ ist sehr humorvoll gehalten und deshalb nicht zu wörtlich zu nehmen, aber konservativ ist es auch gerade nicht.

„Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzufrauchen.
Macht tabula rasa! Da werd' ich nicht fehlen. . . .

Wir wollen die Rechnung noch einmal bereinigen;
Doch da müssen Männer und Redner sich einigen.

Ihr sorgt für der Wasserflut Nimmerverstiegen.
Ich lasse mit Wollust die Arche auffliegen.“

Schöner lautet es eigentlich im Original:

„Lad os göre det om igen, radikalere;
Men dertil kræves både maend og talere.

J sørger for vandflom til verdens marker.
Jeg lægger med lyst torpédo under Arken.“

„Das alte illusorische Frankreich ist in Stücke zertrümmert; wenn erst auch das neue faktische Preußen zertrümmert ist, so stehen wir mit einem Satz mitten in einem werdenden Zeitalter!“ schrieb er am 20. Dezember 1870 an Brandes. Wie wenig ihm damals die neue Herrlichkeit in Deutschland behagte, das zeigt er auch in einem poetischen Brief derselben Zeit, den er an eine schwedische Dame gerichtet, im „Ballonbrief“. Im Anschluß an seine ägyptischen Erinnerungen erklärt er sich hier also:

„Und so sieh'n wir heut', wenn je,
Rotrecht über Ptah und Thme
Gott¹⁾ sitzt wieder auf dem Thron,
Wieder duckt sich die Person
Ins Gewühl, das um ihn wabbelt,
Girrt und gräbt und wühlt und krabbelt,
Seiner Knechtschaft dumpf zufrieden.
Wieder geben Pyramiden
Einer ganzen Zeit den Stempel,
Wieder schwellen alle Venen,
Wieder strömen Blut und Tränen,
Daß die Welt bewundernd steh'
Vor des Königsgottes Tempel.“

Die nationalen Laten von 1870 erscheinen ihm armselig und poesielos, und er prophezeit dem siegreichen Geschlechte, daß es bald einem jäh losbrechenden Gegenwind erliegen und sich nicht mehr rühren werde.

„Bismarck und die andern Götzen
Wird man spröde, gleich Memmonsklößen,
Auf der Sage Steinsitz schauen,
Starrend stumm ins Morgengrauen.“

¹⁾ Gemeint ist der absolute König.

Der Geist aber, der Genius der Menschheit, wird

„auf noch verschleierten
Lebensbahnen und -Kanälen
Einst in feierlichem Zug
Unter Hymnen und Chorälen,
Unter Schönheitsfadelbrand,
Morgensonnenwärts den Flug
Dem gelobten Land zu wählen.
Denn nach Schönheit lechzt die Erde,
Doch kein Bismarck spricht ihr Werde.“

Persönlichkeit, Freiheit, Selbstrealisierung ist bekanntlich in unsern Tagen Trumpf, das ist auch Ibsens Ideal. Und doch weiß er mit all seiner Freiheit nicht den Weg zum Glück zu weisen. Er glaubt ja im Grunde selbst nicht recht an die Dauer der Ideale. So hat er ja noch im Jahre 1887 bei einem Feste im „Grand Hotel“ in Stockholm erklärt: „Man hat bei verschiedenen Anlässen mir nachgesagt, ich sei Pessimist. Und das bin ich auch, insofern ich nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale glaube. Aber ich bin auch Optimist insofern, als ich voll und fest an die Fortpflanzungskraft der Ideale und an ihre Entwicklungsfähigkeit glaube.“ (Sämtl. Werke I. Bd., S. 460.) Das stimmt ganz zu dem, was er am 4. April 1872 an Brandes geschrieben: „Vom Sieg verspreche ich mir eigentlich keine stabile Verbesserung: alle Entwicklung ist bis jetzt nichts weiter gewesen als ein Taumeln von einem Irrtum in den andern.“

Diese ideelle Bankrotterklärung bei allem Freiheitsstaumel ist freilich nicht durchsichtig formuliert, hat sich Ibsen aber als Resultat auch einigermaßen in seinem Gedichtzyklus „Auf den Höhen“ aufgedrängt. Wir wollen sehen, in welchem Sinne.

Im ersten Gedichte dieser Serie nimmt der freiheitsfelige Bursch Abschied von seiner Mutter und seinem Lieb, von diesem in minder erbaulicher Weise; dann eilt er ins Gebirge, wirft leichtsinnig sein „Leben, schuld- und reugeteilt“ hinter sich und fühlt sich wieder frisch und sich selbst und seinem Gott nahe, natürlich ohne Reue und Buße (eine Theologie, die an den Beginn von Faust II. erinnert, aber nicht christlich ist). Während er dann allmählich gute Vorsätze für die Zukunft faßt, insbesondere, wie er sein Unrecht gegen die Braut möglichst wieder gutmachen will, naht ihm ein geheimnisvoller Unbekannter, ein wahrer Mephisto, der ihm alle Liebe zur Heimat und zu den Seinen ausredet und ihn an die fragwürdige Freiheit des Gebirges fesselt. Selbst der Herbst, der Winter bringt ihn nicht ins Tal zurück. Im Gegenteil, er will sich später die „zwei vom Tale“ heraufholen und sie seine neue Weisheit lehren. Aber es kommt anders. Zu Weihnachten muß er sehen, wie sein Heim im Tale verbrennt und die Mutter mit ihm. Aber sein Mephisto weiß wieder Rat. Er entschädigt ihn mit —

„Er wußte, wie trefflich der Gluten Rot
Dem silbernen Mondlicht Gelegenheit bot
Zu feinsten Beleuchtungseffekten.“

Die Schrecken der Weihnacht gehen auch vorüber. Der Fremde hat ja recht:

„Mein Blut war von Frost und Hitze durchschreckt —
Doch es läßt sich nicht leugnen, es war Effekt
In dem doppelten Spiel der Lichter!“

Im nächsten Sommer hält seine Braut mit einem andern Hochzeit. Jetzt braucht ihm der Fremde nicht einmal mehr zu raten, er weiß schon selber Bescheid.

„Der Zug sah aus wie ein funkelndes Band, —
Ich hielt vors Auge die hohle Hand,
Der Perspektive zuliebe.“

Und bald gibt er sich selbst die sehr zutreffende Rezension:

„Mein Blut, es ward so still und lug;
Mir ist, ich bin im besten Zug,
Langsam zu Stein zu werden.
Ich trank den letzten stärkenden Trank:
Jetzt macht mich kein Gipfel mehr frieren;
Mein Lebensbaum stürzte, mein Schiff versank —
Doch schau, wie dort die Birken, schlank,
Ihr rotes Haus flankieren!“

Nur hätte er es kürzer sagen können, mit Niessches Ausdrücken: „Nur Narr, nur Dichter!“ Aber er fühlt sich sehr befriedigt in seiner Torheit, er will weiter wandern auf den Höhen.

„Mein Fuß verschwor den Tieflandstrott,
Hier auf den Bergen ist Freiheit und Gott,
Dort drunten tappen die andern.“

Ist das wirklich alles? Was ist denn der Wert und der Erfolg dieses Freiluftlebens, dieses pflichtvergessenen Herumwagierens „auf den Höhen“? Wir müssen gestehen, daß der ungeheure Schultus und die grenzenlose Rücksichtslosigkeit, wie sie dem modernen Übermenschen eigen ist, in dem Gedichte sehr naturwahr ausgeführt ist, aber für eine solche Freiheit, die rein negativ ist, die nur verneint und über die bestbegründeten Pflichten hinwegschreitet, dafür kann und darf sich kein Vernünftiger erwärmen. Da hat doch Weber die wahre Freiheit besser begriffen, wenn er in „Dreizehnlingen“ ausführt:

„Freiheit sei der Zweck des Zwanges,
Wie man eine Rebe bindet,
Daß sie, statt im Staub zu kriechen,
Frei sich in die Lüfte windet.“

Aber Ibsen steht zu sehr auf der Seite des geschilderten Helden; trotz alledem spricht er zwischen den Zeilen den Bankrott der einseitigen Freiheitsidee aus. Der Eindruck ist ein unbefriedigender, wie in der „Komödie der Liebe“, wo man sich schließlich erstaunt fragt, was denn nun eigentlich als der richtige Weg gelten soll. Ibsen läßt einen so gern im Stich, wo es darauf ankäme, den Weg zu weisen. Er kennt ihn eben selbst nicht. Als Motto ließe sich über einen guten Teil seiner Wirksamkeit schreiben, was er im „Reimbrieff“ an Brandes sagt:

„Jeg spörger helst, mit kald er ej at svare.
Mein Amt ist f r a g e n, nicht Bescheid zu geben.“

Ja, in diesem „Reimbrief“, einem der merkwürdigsten Gedichte, die Ibsen überhaupt geschrieben, zeigt sich auch so recht die Ratlosigkeit und Hilflosigkeit der modernen Menschheit, vom Dichter mit wahrer Meisterschaft gezeichnet, aber wiederum endend mit einem unheimlichen Fragezeichen.

Es kommt wohl vor, daß auf einem Schiffe, ausgestattet mit reicher Ladung und in nautischer Beziehung aufs beste mit allen nützlichen Vorkehrungen versehen, die geeignet sind, eine sichere, glückliche Fahrt zu garantieren, sich aller, der Reisenden wie der Matrosen, eine unheimliche, gedrückte Stimmung bemächtigt.

„Warum? weshalb? — Es heißt, daß sonder Rast
Ein unheimlich Gerücht umher sich schleiche
Vom Vordersteven bis zum Achtermast:
Das Schiff führ' mit als Ladung eine Leiche.“

So fährt jetzt „Europas Dampfschiff“ „nach neuem Lande“, mit allem Komfort und allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet, die Fahrt scheint überaus gut zu gehen, und doch sieht man nichts als sorgenvolle Mienen und düsteres Brüten. Was ist der Grund?

Der Dichter selbst ist eines Nachts auf Deck, während drunten — durch die offene Luke kann er alles betrachten — die Passagiere in unruhigen Träumen und Ängsten auf ihrem Lager im Schlafe liegen. In der Ferne erhebt sich schon der neue Tag.

„Da schlug ein Wort von unten mir ans Ohr,
Wie ich noch starrt' ins Dämmerlicht, ins bleiche.
Es sagte einer laut und fuhr empor,
Als ob im Halbschlaf ihn ein Traum beschleiche:
Das Schiff führt mit als Ladung eine Leiche.“

Damit schließt das in seiner Art wundervolle Gedicht. Aber welches ist jetzt die Leiche auf „Europas Dampfschiff“? Darüber mögen die Kommentare sich streiten. H. Thaarup (Henrik Ibsen, set under en anden Synsvinkel) meint, es sei ein Hinweis auf den verheerenden Atheismus. Das wäre nicht übel, indes ist es ein ästhetisch etwas unglückliches Bild, den grassierenden Unglauben unter dem Bilde einer regungslosen, untätig modernden Leiche darzustellen. Andere glaubten, mit der „Leiche“ sei das Christentum gemeint. John Paulsen sagt in seinen Erinnerungen (Samliv med Ibsen. Anden Samling. Sommeren i Berchtesgaden. Köbenhavn og Kristiania. 1913. S. 15), dies sei kaum der Fall. Nach ihm hat Ibsen an alle nach seiner Ansicht veralteten Ideale gedacht, „die wie eine unnütze Bürde des Zukunftschiffes Fahrt über die Gewässer hindern.“ Ibsen selbst gibt keine Antwort, wir haben es ja gehört:

„Mein Amt ist fragen, nicht Bescheid zu geben.“

Am besten tut man, wenn man im Lichte des Christentums die Schäden der Zeit überblickt, da erhält man zugleich den besten Rat und die kräftigste Hilfe, um dem Übel entgegenzuwirken. Ohne dasselbe aber muß „Europas Dampfschiff“ trotz allen Komforts und aller Erfindungen kläglich an den Felsen zerschellen; Gott lasse es uns in Gnaden nicht erleben! —

Sein Ideal sucht Ibsen besonders in der Persönlichkeit. Was die ägyptische Mythologie an großen Momenten birgt, ist ihm völlig verborgen

geblieben, aber die griechisch-römische, die gefällt ihm, weil die Götter hier so vermenschlicht, so „persönlich“. Und an dem neuen Germanentum 1870 mißfällt ihm so erschrecklich die „Stabsmaschinerie“ und das Militärisch-Uniforme

„Unter Preukens Todesfarben,
Dem schwarz-weißen Trauerflor.“

Im Anblick der großen weltgeschichtlichen Ereignisse wirft er ohne Scheu die Frage auf:

„Ist dies Große wirklich groß?
Ja, was macht ein Wert wohl groß?
Nicht, was es an Großem wirkt,
Sondern, was in seinem Schoß
An Persönlichem sich birgt.“

Aber diese Persönlichkeit, an der wir unser ganzes Leben herumschleppen, ist oft auch darnach und macht uns wenig Freude. Daher liegt auch diesen Verehrern der Persönlichkeit, die nun doch einmal im eigenen Ich das Glück nicht finden können — inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te, hat Augustinus zum lieben Gott gesagt — der greuliche Pessimismus so nahe.

Wie düster zeichnet Ibsen diesen in dem Gedichte „Der Bergmann“! Der ist in schwerer Arbeit in die geheimen Tiefen gedrungen, um sich der „Rätsel Fülle“ lösen zu lassen, aber

„Hammer Schlag auf Hammer Schlag
Bis zum letzten Lebenstag!
Keines Hoffnungsmorgens Schimmer,
Tiefe, tiefe Nacht auf immer!“

Das etwas komplizierte Gedicht „Verwicklungen“ zeigt in humorvollem Fabelstil auch einen ziemlich trüben Hintergrund, wie nämlich die Verhältnisse einem oft die liebsten Wünsche zerstören und wie es doch so leicht anders sein könnte. Doch kommt der Pessimismus nicht zu seinem „Recht“. Hart und abschreckend, dazu teilweise falsch in seinen Behauptungen, schildert der „Chor der Unsichtbaren“, der übrigens dem Drama „Brand“ entnommen ist, die Unzulänglichkeit der Menschen.

Im „Reimbrief an Frau Heiberg“ (1871) preist Ibsen deren Tätigkeit als Schauspielerin, denn es ist nach seiner Meinung

„Dies just Leben:
Eine Mythe,
Wechselnd wie ein Elbenwesen,
Folgen der Geschlechter Blüte,
Folgen der Entwicklung Werden,
Und zu solchem Los auf Erden
Wurden Sie erlesen.“

Zimmerhin ein ziemlich trauriger Trost, wenn es sich nicht aus höheren Gründen zu leben verlohnte!

Viel Kreuz und Bitterkeit bringt sodann außer dem eigenen Leben die Gestaltung der äußeren Weltlage und die leidige Politik. So hält Ibsen in beredten Worten eine Predigt „An die Thingmänner“ und fordert sie auf, zu stehen wie Egil, von dem die Sage meldet; dann wendet er sich in einem „Gruß an die Schweden“ an das Brudervolk, um zu treuem Zusammenstehen zu mahnen. Als sich dann der politische Horizont verfinstert, feiert er „Friedrich des Siebenten

„A n d e n k e n“ und läßt in seinen Phantasten den toten König als Führer der Dänen auferstehen.

„Drauf denn, daß die Wahrheit siege!
Friedrich zieht mit euch zu Kriege; —
Slaven, Wenden und Kroaten
Sind nicht ‚Landsoldaten!‘“

Die „S l a w e n“ haben jetzt die Ehre, hier commemoriert zu werden, in Wirklichkeit stand da aber früher „D e u t s c h e, Wenden und Kroaten“.

Im Dezember 1863 kam dann „E i n B r u d e r i n R o t“. In flammenden Worten fordert er Hilfe für die Dänen.

„Ein Volk, gemäht in Grabesgraus,
Noch warm vom Judaskuß, —
So klingt der Dänen Saga aus. —
Wer schrieb darunter Schluß?
Wer litt, daß also schloß ihr Buch:
Deutsch wurde Tyras Wall,
Des Danebrogs zerrissen Tuch
Verhüllte vor der Knechtschaft Fluch
Des letzten Dänen Fall?“

Aber das Gedicht fruchtete nicht, ja, es wurde konfisziert. Ibsen macht nun seinem Spott über die norwegische Untätigkeit in der Schilderung einer kleinen Reiseepisode Luft. „D e s G l a u b e n s G r u n d“ heißt sie. Da hält man nachts in der Kajüte, während der Dampfer das Rattengat passiert, Kriegsrat und spricht von Düppels Fall und den verwegenen Taten der Freiwilligen. Jeder ängstigt sich schier um seine Angehörigen und Bekannten, nur eine Dame, die ihren einzigen Sohn beim Militär weiß, erbaut alle durch ihre wunderbare Ruhe und ihr Vertrauen, während man ihr von allen Seiten Trost und Mitleid spendet.

„Sie ward mir ein Rätsel; ich faßt es nicht:
Was gab ihr nur diese Zuversicht? —
Die Lösung war leider nicht allzu schwer:
Ihr Sohn war Kriegsmann in unserm Heer.“ —

„D h n e N a m e n“ ist auf Karl XV. von Schweden und Norwegen zu beziehen, den „armen Königsvogel“, der seine Latkraft nicht gebrauchen und das Schwert, das ihm „in Händen brennt“, nicht zücken kann. Ibsen blickt mit tiefem Mitgefühl auf dies „Martyrium im Purpurleide“ und preist, den Willen für das Werk nehmend, „unvollführter Taten Ruhm“.

Was den Dichter jedoch an politischen Ideen am meisten packt und im Innersten bewegt, das ist der Gedanke an eine skandinavische Einheit. Die Studentenversammlung in Upsala benutzte er 1875, um in einem „S ä n g e r g r u ß a n S c h w e d e n“ das Band zwischen den beiden Nachbarvölkern enger zu knüpfen. Aber bald sehen wir, daß er sich selber nicht viel von alledem verspricht. „A u s d e r F e r n e“ reflektiert er über die nordischen Verhältnisse und bedauert, daß „ein unfertig Volk ward mit Freiheit geschlagen“. Er stellt Vergleiche an mit Italien und Deutschland: bis zu einer Einheit des Nordens hat es noch gute Weile.

„Toter Zeiten gespenstlicher Schritt
Schleift in unserer Jünglingschar mit.
Aus Phrasennebel und Weihrauchflug
Formt sich ein weltgeschichtlicher Spuf.“

Ein Spuk, aber das ist alles!

Doch er gibt den Lieblingsgedanken nicht so schnell auf. „Zur Tausendjahrfeier“, den 18. Juli 1872, da aller Blicke sich in die Zeit Harald Haarfagers zurückwenden, bringt er seinen Haraldsgedanken, wie er ihn für die Gegenwart auffaßt, abermals in Erinnerung. Vielleicht, daß die Ideen doch irgendwo einsickern!

„Lest das Geleß der Zeit — seid ihr euch lieb!
Cavour und Bismarck auch für uns es schrieb!
Und aufwog eine ganze tote Ara
Der Mann der Tat und Träume von Caprera.“

Wenn seine Mahnung befolgt wird, verspricht er sich eine große Zukunft; dann könnte das Geschlecht fortschreiten „nach einem freien, ganzen, mächtigen Norden“.

„Sterne im Lichtnebel“ trösten ihn über die eigenen Bedenken, vielleicht, daß sich in der Heimat auch aus Lichtnebeln, „die sich chaotisch wild im Raume drehen“, ein neues Sternbild entwickelt. —

In seinen späteren Jahren war Ibsen kein großer Freund der gebundenen Rede. So geben seine Gedichte auch aus diesem Grunde kein vollständiges Bild der Ideen, die ihn im Laufe seines langen Lebens beschäftigt. Sonst würden wir vielleicht deutlicher sehen, wie er sich nach seinen norwegischen Anfängen erst „zum Skandinaven entwickelt“ und dann „beim Allgemein-Germanischen gelandet“. (Brief an Brandes, 30. Oktober 1888.) „Ich glaube“, schreibt er seinem Freunde, „das nationale Bewußtsein ist im Begriff auszusterben und wird vom Stammesbewußtsein abgelöst werden. Jedenfalls habe ich für meinen Teil diese Evolution durchgemacht.“

Bei all der großen Begeisterung für das, was Ibsen als die Ideale des Nordens betrachtete, hatte er übrigens einen scharfen, kritischen Blick für alles, was sich da oben an Zersplitterung, Rückständigkeit und Unentschlossenheit finden mochte; man wird im Urteile über Norwegen vorsichtig sein müssen und nicht alle die Klagen und Anklagen, von denen Ibsens Briefe überfließen, ohne weiteres als Dokumente für eine übergroße Trägheit und Verkehrtheit seiner Heimat gelten lassen. Ibsen hatte ja selbst genug der schiefen Ideen, und nach denen richtet sich naturgemäß seine Auffassung der heimischen Verhältnisse.

Auch in den Gedichten muß Norwegen sich mehr als einen Geißelhieb gefallen lassen. Wir haben schon verschiedenes in dieser Beziehung mitgeteilt. Weitere Proben lassen sich noch hinzufügen. Sogar eine so friedliche Arbeit wie es die Restauration von „König Haakons Festhalle“ in Bergen war, veranlaßte unsern Satiriker, einen Ausfall auf seine Landsleute zu machen. Er redet das alte Bauwerk folgendermaßen an:

„Jetzt tagt es, Greisin; dein Volk ist erwacht,
Und kühl an der Zeit nun sein Mütlein:
Wir flüßen dir neu deine Königstracht;
Du hast schon ein Narrenhütlein.“

In einschneidender Satire hatte Ibsen im „Bund der Jugend“, wie es schien, eine Partei seiner Landsleute aufs Korn genommen; da das Bild nun so wenig schmeichelhaft ausgefallen, gab es in Christiania bei der Auf-

führung einen großen Skandal. Die Botschaft davon auf seiner ägyptischen Reise scheint ihn aber nicht allzusehr aufgeregt zu haben.

„Gibt und Gestank,
Fäuste, geballte, —
Sterne, habt Dank, —
Mein Land ist das alte!“ („Bei Port Said.“)

So spottete er und ließ sich die schöne Reise nicht verderben. Schärfere Töne schlägt er in dem Gedichte „An die Überlebenden“ an, wieder mehr die eines vornehmen Spottes in „Eine Kirche“. König und Bicht haben an der Kirche gebaut, so führt er aus, daher die Stillosigkeit.

„Und doch entzündet es
Die Frommen all;
Solch halb Beglücktes
Und halb Zerpflücktes
Ist just ihr Fall.“

Die Könige werden übrigens von unserm Kritiker nicht getroffen. Wie er über Friedrich VII. und Karl XV. dachte, haben wir schon gesehen. König Oskar I. widmete er, da dieser schon auf dem Sterbebette lag, ein warmempfundenes Gedicht zu seinem Geburtstage. Und als der Herrscher dann bald nachher die Augen schloß, gab Ibsen in der „Volksstraue“ dem Schmerze des Landes einen beredten Ausdruck. —

Man darf dem Dichter seine Spöttereien auch aus dem Grunde nicht immer allzu tragisch anrechnen, weil er nicht einmal bei der eigenen Persönlichkeit Halt macht. Humor, Satire und Ironie lag ihm im Blut.

Köstlich sind die „Baupläne“, eine Erinnerung an den herrlichen Abend, da er sich zum erstenmal gedruckt sah und nun die Zukunft zurecht konstruierte. Es wurde ein Wolkenschloß mit zwei Flügeln entworfen.

„In dem großen da hause ein unsterblicher Poet;
In dem kleinen ein Mägdelein, zierlich und fein.“

Aber die unerbittlichen Tatsachen des Lebens räumten bald mit solchen Bauplänen auf.

„Da der Meister ward vernünftig, ward blühtoll der Stil:
Der Hauptbau ward zu klein, der Umbau verfiel.“

In einem andern Gedicht „Macht der Erinnerung“ vergleicht er sich und seine Verkünste mit einem Bären, der in einem erhitzten Braukessel in Not und Pein das Tanzen erlernt, indes der Bärenbändiger

„voll erziehlichen Strebens
Ihm vordrehorgelt: „Freut euch des Lebens!“

Ein paar Gedichte in der Sammlung endlich sind Gelegenheitsgedichte für bestimmte Personen, so der obengenannte „Reimbrieff“ an Frau Heiberg, dann ein Lied „An Professor Schweigaard“, das die Studenten zu dessen Jubiläum sangen, und ein gar böser „Offener Brieff“, an den Dichter H. S. Blom gerichtet.

Die beiden einzigen längeren epischen Gedichte der Sammlung haben auch in ihrer Darstellungsart einen Stich ins Lyrische. „Terje Bigen“ meldet in packender, anschaulicher Weise von einem nordischen Seemann, dessen stilles Familienglück in der Kriegszeit durch den Übermut eines

englischen Lords vernichtet wird und der nun nach Jahren seinen Feind und dessen Familie als Lotse in seine Hand gegeben sieht. Anfangs unterliegt er der Versuchung zur Rache, dann aber ermannt er sich, und Lord und Mylady und das Töchterlein werden gerettet. Die Darstellung ist vorzüglich, doch verlegt es, daß Terje seinen Rachegeleüsten zeitweise so unedel nachgibt und doch dem Lord erklärt:

„Doch nun sind wir quitt wieder wie beim Beginn;
Dein Schuldner stand seinen Mann.
Ich gab, was ich hatte, — du nahmst es hin;
Und wenn ich zu hart dir erschienen bin,
So klag' meinen Schöpfer des an!“

Das andere Gedicht „König Haakons Festhalle“ erzählt eine Episode aus der alten nordischen Königs saga, ist aber, künstlerisch gesehen, von bedeutend geringerem Wert als „Terje Wiggen“.

III.

Ibsen ist ein bedeutender Lyriker. Schon die ältesten Nummern des „Nachtrags zu den Gedichten“ sind unzweifelhafte Zeugen seiner Begabung, und die kleinen formellen Unebenheiten, die sich wohl noch einmal zeigen, verschwinden später durchweg. Allerdings hat er selber ängstlich darüber gewacht, daß dem Sammeleifer seiner Verehrer ein Ziel gesteckt wurde; die Herausgeber teilen mit, daß sie zum Abdruck ihrer Nachlese von un veröffentlichten und verschollenen Gedichten „sozusagen erst in zwölfter Stunde die Einwilligung Henrik Ibsens erhalten haben, der über dem Kunstwert seiner Schöpfungen als ihr strengster Kritiker zu Gericht sitzt.“

Wir haben uns mit dem Inhalt, mit den Ideen, welche Ibsen in seinen Gedichten vertritt, nicht immer und überall einverstanden erklärt; aber die reiche Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Vollendung der Form verdienen entschieden Anerkennung.

Wie verschieden sind die Saiten, die er im menschlichen Herzen anzuschlagen versteht! Wie Frieden eines Sonntagmorgens liegt es ausgebreitet über der „Sängerschaft“. Ein kalter Hauch der Vergänglichkeit und des Sterbens weht durch den gespenstischen „Totenball“. Leicht und tändelnd und glücklich gibt sich der Dialog zwischen „Agnès“ und ihrem Verehrer. Ernste, feierliche Behmut durchzittert das Trost- und Glückwunschgedicht für den sterbenden König. In den Naturschilderungen von „Hochlandslieben“ und „Auf den Höhen“ weht das, was jener andere Dichter in die Worte gefaßt:

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Gräfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.“

Welch eine andere, unterirdische Atmosphäre dagegen im „Bergmann“ mit seinem unablässigen Mühen in der Tiefe, wo man fremd wird „des Tages Pracht“ und „der Erde heitern Klängen“. Ebenfogut wie die verwirrende, glitzernde Pracht des Ballsaales weiß der Dichter, nachdem die Musik verrauscht, die einsame „Mondscheinwanderung nach einem Ball“ durch Mondlicht und Schneefeld zu schil-

dern. Ebenfogut vermag er den Jubel des Sangerherzens darzustellen („Gepriesen sei das Weib!“) nach einer frohen, muskfreichen Fahrt „durch Fjord und Sund“, wie den schwermütigen Trost des Dichters, der sein Leid in weihewollen Gesängen ausströmt. („Srnulfs Drapa“.) Mit derselben Vollendung scherzt und schatert und spottet und wzelt er, wie er andererseits in wuchtiger Rhetorik seinen Mitbürgern und-ganz Europa droht und befiehlt und prophezeit.

Ein großer Sprachkunstler ist Ibsen. Die schwierigsten Versmae und Strophenformen behandelt er ebenso spielend wie den einfachsten fünf-fufigen Jambus. Spielend — es kann ja freilich auch eine Spielerei dabei herauskommen wie im „Reimbrieft“, aber die Gewandtheit wird man auch da anerkennen müssen. Wir haben absichtlich viel zitiert, um desto unmittelbarer die Ideen des Dichters zu bieten, zugleich aber auch, um einen Einblick in seine sprachlichen Künste zu gewähren. So wird der freundliche Leser ein richtigeres Bild empfangen, als wenn wir hier eine allzu weitschweifige abstrakte Charakteristik dieser Vorzüge lieferten. Die Kunst ist etwas Lebensvolles, das nicht zu weit anatomisch zerlegt werden darf, soll nicht der feinste Duft verloren gehen. Ibsen selbst hat einmal an Bjornstjerne Björnson (12. September 1865) geschrieben: „Wenn ich in diesem Augenblick bekennen sollte, worin die wesentlichste Ausbeute meiner Reise (Ibsen war damals in Ariccia) besteht, so würde ich sagen, sie besteht darin, daß ich das ästhetische aus mir selbst ausgetrieben habe, so wie es früher Macht über mich hatte: nämlich isoliert und mit dem Anspruch, für sich selbst Geltung zu haben. sthetisch in diesem Sinne scheint mir jetzt ebensosehr ein Fluch für die Poesie zu sein, wie die Theologie es für die Religion ist.“ Ibsen begeht hier einen doppelten Irrtum, ein Unrecht gegen die Theologie wie gegen die Wissenschaft des Schönen, aber ein Kern von Wahrheit laft sich aus seiner einseitigen Auffassung immerhin noch herauschälen, und der fällt mit dem zusammen, was wir oben angedeutet.

Um übrigens Ibsens Gedichte in ihrer ganzen Formschonheit zu genießen, dazu muß man sie im Original lesen. Die Übersetzer verdienen gewiß alles Lob, Christian Morgenstern wie Emma Klingensfeld, Max Bamberger wie Ludwig Fulda. Aber die spezifisch nordischen Schönheiten lassen sich natürlich nicht so refflos in einer andern Sprache widerspiegeln. Wer Homer genießen will, muß Griechisch studieren, wer Cicero in seiner ganzen Musik erfassen will, Latein, und ahlich hier.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß Henrik Ibsen mit seinem für die Schönheiten der Diktion so feingestimmten Ohre und seiner Fähigkeit, die glänzendste Bildersprache und die zartesten Schattierungen der Stimmung mit den reizvollsten Klangwirkungen zu vereinigen, daß er der Lyrik beinahe aus Prinzip den Rücken gekehrt in seinen späteren Jahren. Das ist auch einer der vielen Gegensätze in dem seltsamen Magus des Nordens.

Doch sind seine lyrischen Vorzüge ihm auch als Dramatiker gut zu statten gekommen, auch dann, als er endgültig das versifizierete Drama aufgegeben und den ganzen Realismus modernen Lebens und modernen Glends in moderner Prosa auf die Bühne brachte.

Schlägt man so ein beliebiges Blatt aus den späteren Dramen auf — „Ja, wo bleibt da die Poesie?“ möchte man wohl manchmal im ersten Augenblick rufen.

So ein Zwiegespräch zum Beispiel zwischen der lesenden Hedwig und ihrer Mutter in der ärmlichen Photographenstube! („Die Wildente“, II. Akt. Sämtl. W., VII. Bd., S. 242 f.)

Gina (sitzt auf einem Stuhl am Tisch und näht. Hedwig sitzt auf dem Sofa, die Hände vor den Augen, die Daumen in den Ohren, und liest in einem Buche).

Gina (blickt ein paarmal, wie in geheimer Sorge, Hedwig verstohlen an; dann sagt sie): Hedwig!

Hedwig (hört es nicht).

Gina (lauter): Hedwig!

Hedwig (nimmt die Hände fort und blickt auf): Ja, Mutter?

Gina: Setz dich, jetzt darfst du aber nicht länger lesen.

Hedwig: Ach, Mutter, laß mich doch noch ein bißchen! Nur ein kleines bißchen.

Gina: Nein, nein, leg' jetzt das Buch weg. Dein Vater mag das nicht; er liest des Abends auch nie.

Hedwig (schlägt das Buch zu): Nein, Vater, der macht sich aus dem Lesen nicht viel.

Gina (tut das Nähzeug weg und legt einen Bleistift und ein kleines Heft auf den Tisch): Weißt du noch, wie viel wir heut' für Butter bezahlt haben?

Hedwig: Eine Krone und fünfundsiebzig Ore.

Gina: Richtig. (Notiert.) Furchtbar, was hier im Haus für Butter draufgeht. Und dann für Schlackwurst und Käse — laß mal sehen — (notiert) — und dann für — Schinken hm — (zählt zusammen). Das macht ja gleich —

Hedwig: Das Bier kommt auch noch zu.

Gina: Versteht sich. (Notiert.) Es läuft ins Geld; aber es muß ja sein.“

Und so weiter und so weiter.

Wo bleibt die Poesie?

Und doch, selbst hier weiß Ibsen, wenn man die einzelnen Mosaiksteinchen nicht voneinanderreißt, sondern die Gesamteffekte der Worte ins Auge faßt, echt lyrische Wirkungen zu erzielen, anderer Art freilich als in den Gedichten und verquickt mit vielen anderen Elementen, besonders auch geschädigt von den abstrakten Ideen und dem krausen Symbolismus, der sich in manchen Werken so unangenehm bemerkbar macht.

Aber enfin — Ibsen ist trotz alledem ein Lyriker.